

SWR2 Essay

Das Huhn auf der Kartoffel

Oder: Vom Recht auf Glück

Von Juli Zeh und Nina Omilian

Sendung: Freitag, 01. Mai 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Nicole Paulsen

Produktion: SWR 2018

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Musikalisches Intro:
Windows Song

Liebe Nina Omilian,

ist das nicht ein irrsinniger Zufall? Die Welt besteht aus fünf Kontinenten mit haufenweise spannenden Ländern und interessanten Städten, und wir begegnen einander im brandenburgischen Niemandsland. Dunkelstes Dunkeldeutschland, tiefste Ex-DDR. Und stellen fest, dass wir auch noch dort leben. Beide. 12 Kilometer voneinander entfernt.

Ich sage jetzt einfach mal „du“. Ich habe dich gegoogelt. Anscheinend sind wir etwa gleich alt, gleich groß und gleich verrückt. Jedenfalls wohnen wir beide umgeben von sandigen Feldern und irgendwelchem Getier statt in einer funkelnden Metropole voller wichtiger Leute. Du hast während deines Konzerts in der Kirche von Semlin so viel von deinen Tieren erzählt. Haben deine Hühner wirklich alle Namen? Stimmt es, dass du Esel besitzt? Und was zum Teufel macht eine Sängerin deines Kalibers in Schmetzdorf?

Deine Fast-Nachbarin

Juli Zeh

Liebe Juli!

Bin immer noch ganz, ja... was eigentlich... fast bezaubert verschreckt von unserer Begegnung. Dein erster Satz hat die Dinge mit Wucht auf den Punkt gebracht. „Hallo, ich bin Juli.“

In der Tat.

Gott sei Dank bist Du, wer Du bist und auch ich kann Dich sanft googeln, um mir selber zu glauben, dass es stimmt – wir sind Nachbarn.

Den Zufall allerdings empfinde ich als hart erarbeitet. Zehn Jahre Langeweile auf halbseiden gewebten blassroten Teppichen der singenden D-Prominenz hat es gebraucht, bis ich aus Frustration zur Vernunft gekommen bin. Oder den Verstand verloren habe, da gehen die Meinungen auseinander. Ein Pferd auf Island gab mir dann den Rat, doch aufs Land zu ziehen. Das habe ich dann auch gleich eingesehen.

Meine Kollegen denken, ich brauchte Ruhe. Sie sind ahnungslos verstädtert. Weite, Klarheit, Einfachheit – okay. Aber Ruhe? Auf dem Land? Gestern Abend klopfte es an mein Fenster. Der Nachbar wollte spontan Selbstgedichtetes zum Besten geben. Weil ich doch auch Gedichte schreibe. Nun – gereimt hat es sich. 20 Strophen lang.

Esel zu „besitzen“ ist ein Ding der Unmöglichkeit. Neulich haben sie herausgefunden, dass sich in den lustig summenden Kästen des Nachbarn tatsächlich Honig befindet. Sie denken viel nach. Wenn man sie dabei erwischt und rechtzeitig ablenkt, kann man Schlimmeres verhindern. Wenn es mit den Reichsbürgern doch auch so einfach wäre.

Du hast doch Pferde? Weißt Du zufällig, wo man diese Zäune aus Jurassic Park erwerben kann?

Deine Nina, von Eseln besessen.

Liebe Nina,

eigentlich glaube ich ja gar nicht an Zufälle. Vielleicht kommt das daher, dass sich die meisten wichtigen Dinge in meinem Leben zufälligerweise zufällig ereignen. Zu viele Zufälle werden irgendwann unglaublich. Im Rückblick sieht es dann oft aus, als wäre alles ganz toll geplant gewesen. Man erkennt die Zusammenhänge.

In meinem Roman „Schilf“ gibt es einen Kommissar, der ebenfalls nicht an den Zufall glaubt. Er sagt, „Zufall“ sei nur ein Etikett auf einem der Löcher in unserem Weltbild. Also ein Name für etwas, das wir nicht verstehen. Er trifft auf einen Physiker, der ihm den Zufall folgendermaßen erklärt:

„Nehmen wir an, der Mensch steht vor der Wirklichkeit wie ein Spaziergänger am Ufer eines ruhigen Sees. Die glatte Oberfläche spiegelt eine ihm bekannte Welt und verbirgt die Ereignisse am Grund. Nun schwimmt ein großer Ast unter dieser Oberfläche, und nur die Spitzen von zwei einzelnen Zweigen tauchen an verschiedenen Stellen aus dem Wasser. Unser Spaziergänger wird das nicht als ein groteskes Zusammentreffen empfinden. Er wird zutreffend davon ausgehen, dass die Zweige unter Wasser miteinander in Verbindung stehen. Ohne es zu merken, hat er begriffen, was Zufall ist.“

So sehe ich es auch, auf die Gefahr hin, dass du mich für eine Esoterikerin hältst: Dinge, die zufällig gemeinsam auftauchen, stehen untergründig miteinander in Verbindung. Das würde dann auch für uns gelten. Wir sind verschiedene Zweige am selben Baum.

Ruhe habe ich auf dem Land tatsächlich nicht gesucht, und wenn, dann hätte ich sie nicht gefunden. Jeder, der schon einmal gehört hat, wie sich die Stimmen brüllender Kühe mit dem Nörgeln einer Motorsense mischen, sollte von der Zwangsvorstellung vom ruhigen Landleben geheilt sein. Nein, ich bin, wie könnte es anders sein, zufällig hier. Mein Mann und ich hatten jahrelang in verschiedenen Städten gelebt und brauchten einen Tapetenwechsel. Aber: Wohin? Wohin kann man in Deutschland eigentlich wollen? Nach Hamburg zu den Nord-Snobs oder nach München zu den Süd-Snobs? Nach Frankfurt zu den Geldsäcken oder nach Stuttgart zu den Oberspießern? Nach Dresden zu den Neonazis oder nach Köln in den ewigen

Karneval? Bei einem Ausflug haben wir ein Haus auf dem Land entdeckt, sehr romantisch, sehr billig und sehr kaputt. Es hatte einen dramatischen Augenaufschlag. Es rief uns zu: Ich verfall, rettet mich!

Und so landeten wir in einem 300-Seelen-Dorf. Ohne Ahnung vom Landleben, ohne handwerkliche Begabung und ohne Infrastruktur. Zwei Schriftsteller zwischen Traktoristen und Melkern. Es war einer der größten Glücksfälle meines Lebens. Am Ende verstand ich, dass es nicht um die Rettung des Hauses gegangen war, sondern um meine eigene.

Musikalisches Intermezzo

Ich habe viel darüber nachgedacht, was mir die Städte auf Dauer so unerträglich gemacht hat. Früher waren die Städte doch Sehnsuchtsorte, Zentren des kulturellen Lebens, Sammelstellen für Vielfalt und Fortschritt, für Freiheit und Entfaltung. Heute kommen sie mir eher vor wie Hochburgen der Verängstigung und Unzufriedenheit.

„Urbane Geräusche“?

Die urbanen Menschen denken so viel über sich selbst nach, über ihre Bedürfnisse, ihre Ansprüche und Ziele, ihr Recht auf Glück. Sie mögen keine Störfälle, wollen alles optimieren. Wenn die Beziehung nervt, macht man Schluss. Wenn mit der Wohnung etwas nicht stimmt, zieht man um. Bei Stress im Job sucht man sich einen neuen. Findet man eines Tages heraus, dass die ganze Welt irgendwie stört, dass man die Welt aber nicht verlassen kann, es sei denn, man bringt sich um, bekommt man Burnout und wird depressiv.

Geräuschkulisse Ende

Manchmal frage ich mich, gegen wen sich diese ganzen Ansprüche auf Glück und Wohlbefinden eigentlich richten sollen. Seit wir den lieben Gott aus seinem Job als allgegenwärtiger Anspruchsgegner entlassen haben, können wir das Glück ja nur noch bei uns selbst einklagen – oder bei den Menschen, die wir lieben, oder – noch absurder! - beim Staat. All das macht unglücklich. Es ist eine heillose Überforderung, von uns selbst, von unseren Liebsten, von Politik.

Hier auf dem Dorf ist das so völlig anders! Man zieht nicht um, kündigt keinen Job, geht nicht weg, macht im Normalfall auch nicht Schluss. Weil das in den meisten Fällen auch gar nicht geht. Und siehe da: Meine Nachbarn fühlen sich zu Hause, nicht auf der Flucht.

Von ihnen habe ich gelernt, nicht mehr wegzulaufen. Sondern zu bleiben und mich zu arrangieren. Konflikte auszutragen. Ich besitze keine Esel, bin aber wahrscheinlich auf dem besten Weg, einer zu werden. Ich trage brav des Lebens Last, klaue zwischendurch ein bisschen Honig und lache mich heimlich über alle tot, die sich für stolze Pferde halten.

Die Jurassic-Park-Zäune stehen bei mir in der Scheune. Vielleicht treffen wir uns nicht auf einen Kaffee, sondern lieber auf einen Zaunbau?

Noch so ein Zufall:

Gestern beim Konzert hast du eins meiner ewigen Lieblingslieder gesungen. Jesse come home. Ich habe sogar die Hauptfigur meines ersten Romans „Adler und Engel“ nach diesem Song benannt. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, musst du das Lied unbedingt für mich singen.

Deine Juli

Song Jesse Come Home

Liebe Juli,

ich bin der festen Überzeugung, dass wir ein Recht auf Glück haben. Nur nicht in allen Stadien unseres Werdens auch die Fähigkeit dazu. Weil wir im Überfluss, im ewigen Strudel der Selbstoptimierung verlernen, zwischen der Stimme eines antrainierten Egos und unserer eigenen zu unterscheiden.

Gerade legt sich Katze Coco auf die Tastatur. Sie lässt Dich wissen: „as öhjka pa“.

Sie sieht mich an und schüttelt mitleidig den Kopf. Schnurrt aber dennoch. Es gibt noch so viel zu entdecken.

Die Menschen hier draußen, wir, sind Vergessene, Übriggebliebene, nolens oder volens. Hier schenken sich die Nachbarn Teile ihrer Ernte, und wenn im Winter die Güllegrube zufriert, robben alle gemeinsam durch die Scheiße. Hinterher kann man sich trotzdem genauso genussvoll hassen wie vorher, aber die Scheiße ist wieder im Fluss.

Hassen heißt hier auch schon mal, dass es nach einer Weihnachtsfeier zu einer Schießerei auf der Straße kommt. Die Legende erzählt man sich dann immer wieder, in kurzen Sätzen, für Außenstehende wie mich zunächst undurchdringlich: „Der Bauer hat auf den Russen geschossen.“ Lange vermutete ich eine dramatische Geschichte voll historischem Groll auf ein Unrechtsregime, auf eine alte Besatzungsmacht, und nickte das empathische Nicken derer, die eigentlich nichts verstehen. Erst neulich erschloss sich mir, dass dieser Russe gar kein Russe ist, sondern ebenfalls Bauer. Man nannte ihn nur so, ein Schimpfwort. Wann immer man im Dorf auf „den Russen“ geschimpft hatte, auf all seine Missetaten und Fehler, den Suff, das Randalieren, die Schwarzmarktgeschichte, war nicht die slawische Volksseele, sondern dieser eine, konkrete Bauer gemeint gewesen. Er konnte sich dann später rehabilitieren, indem er einer überängstlichen jungen Mutter einen Waschbär vom Schornstein ihres Hauses schoss. Am hellichten Nachmittag. Irgendwas kann jeder, wie meine Nachbarn gern beteuern. Ein Satz, den man ständig hört und der das hiesige Menschenbild von A bis Z auf den Punkt bringt. Ich vermute, dass es sich um eine krude Form von Philanthropie handelt. Wenn jeder irgendwas kann, dann ist die Welt vielleicht doch nicht so schlecht.

Deine Nina.

P.S.:

Die Zaunaktion müssen wir leider nochmal verschieben, weil hier am Samstag alles zu ist. Vollsperrung, weil die Kanone geliefert wird. Der Metzger hat Geburtstag und wünscht sich etwas, das sonst nur der Papst und die Queen bekommen: Salutschüsse.

Liebe Nina,

kann es sein, dass das Dorf, in dem du lebst, „Unterleuten“ heißt? Der Russe könnte direkt meinem Roman entlaufen sein. Irgendwas kann jeder. Ich liebe den Brandenburger Buddhismus. Der zweite Satz des sehr kurzen Glaubensbekenntnisses lautet: „Irgendwas ist immer“. Kron, eine Figur aus Unterleuten, drückt es folgendermaßen aus:

„Die Politiker beklagten die Landflucht, aber Kron beglückwünschte jeden, dem die Flucht aus dem Dorf gelang. Sollten die verrückt gewordenen Städter doch kommen und die Häuser der Gestorbenen oder Geflohenen übernehmen! Typen wie der durchgedrehte Vogelschützer mochten den Brandenburger Fatalismus für eine Offenbarung halten und die Mentalität sehr „bodenständig“ und „authentisch“ finden. Aber Fatalismus war nichts weiter als Notwehr gegen Verhältnisse, die man nicht ändern konnte. So entstanden Menschen, die noch während des Weltuntergangs die Ellbogen auf die Gartenzäune stützen und Sätze wie „Irgendwas ist immer“ sagten.“

Das Tolle ist, dass Kron und ich im selben Kosmos leben können, er mit seinem Hass auf Unterleuten, ich mit meiner Liebe zu Unterleuten, ohne dass ein Riss durch die Welt läuft, ohne dass etwas kracht. Wir sind beide im Recht, und das ist hier draußen kein Widerspruch, sondern einfach nur pralles Leben. Kron und ich sind sogar Freunde. Immerhin habe ich ihn erfunden.

Liebe Juli,

für mich besteht einer der tollsten Effekte des Landlebens darin, dass ich angefangen habe, eigene Songs zu schreiben. Früher war ich als Opernsängerin ja ausschließlich damit beschäftigt, die Werke anderer Menschen zu interpretieren. Aber dann kamen die Hühner. Sie haben mir gezeigt, dass es die schönste Sache von der Welt ist, eigene Eier zu legen. Man gelangt dabei gelegentlich sogar in philosophische Höhen. Huhn Rosenrot zum Beispiel ist nach einem gewonnenen Zweikampf mit einem Fuchs zu einer echten Philosophin gereift. Sie brütet jetzt im Kartoffelbeet Kartoffeln aus.

Bei mir ist das Songschreiben optisch kaum vom Ausmisten zu unterscheiden. Während ich die Schaufel schwinge, murmele ich Textzeilen vor mich hin, die mir zufliegen. Später übe ich auf dem Pferd, reite singend durch den Wald. Oft auch schlage ich zugleich zuckend um mich. Das ist allerdings keine rhythmische

Sportgymnastik, sondern hat mit den Mücken zu tun, die wegen des überhandnehmenden Mais-Anbaus sehr zahlreich sind.

Können wir ausmachen, dass du das denen in der Psychiatrie erklärst, falls ich deswegen mal eingeliefert werde?

Deine Nina.

Liebe Nina,

Im Folgenden spricht Nina einzelne Wörter in den Text, Musik mischt sich vorsichtig ein

murmeln und summend und zuckend auf dem Pferd (**Nina: traumwärts**) – das möchte ich doch beizeiten gern einmal sehen. (**traumwärts**) Bei mir ist der Schaffensprozess nicht annähernd so lustig anzuschauen. Man sieht nämlich gar nichts. (**traumwärts, taubenblau**) Das ist das Besondere an der Schriftstellerei: Es wird nicht gesummt und nicht gepfiffen, keine Taste angeschlagen (**Marian schlägt Taste an**) und keine Saite gezupft (**Marian zupft Saite**), kein Stein behauen und keine Farbe auf Leinwand gestrichen. Manche Kollegen erzählen, wie sie beim Schreiben in der Wohnung hin und her laufen und Textpassagen vor sich hinsprechen. (**Nina: Kein Jetzt mehr im Hier**) Wie sie an faulen Äpfeln riechen oder ganz laut Musik hören.

Marian spielt einige laute Akkorde, vielleicht auch etwas Lustiges, das typische Beethoven Intro, Pa-da-da-damm!

Mein Verdacht ist, dass solche Tätigkeiten eher der Selbststilisierung als dem Erzeugen von Romanen dienen.

Das Schreiben an sich ist eine stumme und unsichtbare Kunst. Man sieht einen Menschen, der aus dem Fenster guckt, in der Nase bohrt, im Internet surft und ständig zum Kühlschrank läuft. In dem Moment, wo der Mensch vielleicht doch noch die Hände über die Tastatur hebt und ein paar Sätze tippt, ist der Schreibprozess eigentlich schon abgeschlossen. Dann beginnt das Aufschreiben.

Musikalisches Intermezzo „Emma“, zu Ende gehenlassen.

Von Journalisten wird man als Autorin ständig gefragt, warum man schreibe und woher die Ideen kämen. Ich habe gelernt, diese Fragen zu verzeihen. Beantworten kann ich sie trotzdem nicht, jedenfalls nicht zufriedenstellend. Schreiben gehört zu den Dingen, mit denen ich so früh im Leben begonnen habe, dass es gar keinen Sinn ergibt, nach dem „Warum“ zu fragen. Warum reite ich? Warum liebe ich die Natur? Warum mag ich Musik? Warum esse ich nicht so gerne Sellerie? Zu all dem kann man klug spekulieren. Man kann es aber auch seinlassen. Denn die Wahrheit ist: Ich weiß es nicht.

Musikalisches Intermezzo „Emma“

Nina summt

Meine Schriftstellerlaufbahn begann im Alter von sechs oder sieben Jahren auf der Rückbank eines roten R2. Auf meinen Knien stand ein Meerschweinchenkäfig, neben mir quengelte mein dreijähriger Bruder, um mich herum war bis unters Dach Urlaubsgepäck für drei Wochen Frankreich gestapelt. Vorne stritten meine Eltern über die richtige Route. Die Temperatur lag gefühlt bei 50 Grad. Die Fahrzeit bei 16 Stunden.

Ich war als Kind eine gute Tagträumerin. ***Klavier „Emma“ setzt ein und bleibt im Hintergrund (weiterlesen)*** Wenn ich nicht einschlafen konnte, was praktisch täglich der Fall war, erzählte ich mir selbst im Kopf Geschichten. Wenn ich wütend war, träumte ich davon, mich zu rächen. ***Nina singt „Emma tanzt“*** Ich träumte davon, ein Pferd zu besitzen und eine Heldin zu sein. ***Nina singt „Emma tanzt“*** Von zu Hause wegzulaufen, meine beste Freundin zu retten. ***Nina singt „Emma tanzt“*** Tagträumen war Selbstverteidigung gegen eine Welt, die nicht den Kindern gehört. ***Nina singt „Emma tanzt wolkenhoch“, dann Musik Ende.***

Weil in der Erwachsenenwelt alles darauf ausgerichtet ist, das Kindsein möglichst schnell zu beenden. Vernünftig soll man sein, ruhig, selbständig, anderen nicht zur Last fallen. Lob gibt es für hübsch gemalte Bilder, gute Schulnoten und nettes Aussehen. Aufmüpfigkeit gilt als Problem, früher wurde sie bestraft, heute therapiert. Freiheit existiert nur im Kopf. Auf der großen Spielwiese namens Phantasie. An einem Ort, wo alles möglich ist.

Song „Emma tanzt“

Liebe Juli,

bist du in der Gegend?

Deine Nina.

Liebe Nina,

nein, bin auf Scheiß-Lesereise, in irgendeinem Hotel in irgendeiner Stadt, wahrscheinlich Braunschweig oder Bielefeld. Gerade eben hat sich das Zimmermädchen mit dem Kampfschrei „Mini-Bar!“ gegen die Tür meines Zimmers geworfen. Weil ich die Sicherheitskette vorgelegt habe, endete der Angriff knapp hinter der Schwelle. Gut, dass ich ohnehin nicht schlafen konnte. Gegenüber vom Hotel liegt die Stadthalle, deren Fassade die ganze Nacht über angestrahlt wird wie ein Fußballstadion. Immer wieder bin ich aus dem Halbschlaf hochgeschreckt und dachte, Gott sei Dank, es wird hell, ich darf endlich aufstehen, und dann war es doch erst drei Uhr morgens. Habe ich schon erwähnt, wie sehr ich Lesereisen liebe?

Aber was gibt's? Sind die Esel wieder ausgebrochen?

Liebe Grüße, Juli

Liebe Juli,

leider keine Esel, eher Schweine, im Orwellschen Sinn. Wobei eigentlich jeder Tierversgleich zu gemein ist. Für die Tiere.

Gestern war doch Jahrestag der Reichspogromnacht. In Rathenow hatten die Nazis eine Demo angekündigt, als Abendspaziergang getarnt. Zeitgleich hab ich mich mit ein paar Freunden in einer Kirche getroffen. Ich hab's eigentlich nicht so mit Gott, aber eine andere Versammlung hat uns die Stadt nicht bewilligt, weil man Ausschreitungen vermeiden wollte.

Wir saßen also singend und Kerzen haltend in einer Kirche, es wurde ein bisschen diskutiert, ebenso betroffen wie hilflos.

Geräuschkulisse „Acid Rain“

Plötzlich flackerten die bunten Kirchenfenster, es wurde laut. Draußen schoben sich Hunderte von Menschen an der Kirche vorbei, allen voran Skinheads mit Fackeln in der Hand. Skandierend und grölend. Die Parolen von damals. Deutschland den Deutschen, Ausländer raus.

Geräuschkulisse Ende

In mir brach etwas zusammen. Wie kann es sein, dass die das dürfen, mit brennenden Fackeln in den Händen Ausländerfeindliches, Menschenverachtendes grölen? An einem Tag des Gedenkens, der Scham und der Trauer? Und wir singen hier We shall overcome?? Nein! Nicht solange ich atme. Ich wollte raus und einen Glatzkopf hauen. Früher hätte ich mich lächelnd zurückgelehnt und etwas Spöttisches über Politikversagen gemurmelt. Und „denen da oben“ meine Meinung bei der nächsten Wahl gezeigt. Heute weiß ich, dass es das nicht gibt: nicht „die Politik“, und „die da oben“. Das sind WIR. In all unseren Facetten – immer WIR!

Die kritische Masse für Veränderung können wir nur alle gemeinsam bilden. Das ist nicht nur eine innere Haltung, eine noble Geste, eine Spendenquittung, sondern harte Arbeit. Jeden Tag. Inklusiv Sich-unbeliebt-Machen, gelegentlich.

Dem stimmten an dem Abend auch alle zu. Aber – jetzt kommt der Hammer – die Menschen in dieser Kirche, die zusammengekommen waren, um zur Demokratie zu stehen, sie hatten zu viel Angst. Sie hatten in den 90er Jahren rechte Gewaltwellen erlebt. Die Polizei hatte sich „machtlos“ gezeigt. Eine der schlimmsten Phasen wurde nur beendet, weil die Antifa irgendwann verschiedene Nazis nackt an die Laternenpfähle der Hauptstraße band. Kurz nach der Wende, mitten in Deutschland.

Niemand will zum Opfer werden, und das kann ich verstehen. Aber sind wir wirklich schon so weit, dass sich Demokraten das Demokratisch-Sein nicht mehr trauen, jedenfalls nicht öffentlich? Aus Angst vor Sanktionen aus der rechten Szene?

Das kann nicht sein. Ich muss etwas tun. Die Paralyse beenden. Auch hier gibt es kein Warum. Es ist eine Art innerer Hautausschlag, und ich muss kratzen. Es brennt.

Und ich bin froh darüber. Denn wenn nichts mehr brennt, hockt man irgendwann auf der Designercouch und wirft dem leeren Herzen die äußere Hülle hinterher.

Wann kommst du zurück? Hören wir uns am Dienstag die Parolenschwinger auf dem Märkischen Platz an?

Deine Nina.

Liebe Nina,

ich sehe es vor mir:

das Datum, die Glatzen, die Fackeln – und dann der Wunsch, auf die Straße zu rennen und um sich zu schlagen. Nicht, dass das eine vernünftige Idee wäre. Nicht, dass ich glaube, ausgerechnet wir linksgrünversifften Tanten sollten politische Gewalt zu unserem neuen Ausdrucksmittel machen. Aber ich kenne es so gut, das Gefühl, einfach nur noch um sich schlagen zu wollen!

Denn es sind ja immer alle so vernünftig. Man muss mit den Rechten reden. Man muss die Rechten verstehen. Man muss ihre Sorgen und Nöte ernst nehmen. Neulich saß ich bei einem Treffen mit SPD-Mitgliedern eines Ortsvereins in der Nähe der polnischen Grenze, und die netten Herren erzählten mir bei Schnitzel und Bier, man habe die Ängste der Menschen in den letzten Jahren vernachlässigt, und deshalb sei es zu einem so fatalen Rechtsruck gekommen. Man müsse mit den besorgten Bürgern wieder auf Augenhöhe sprechen und sie da abholen, wo sie stehen.

Hä? Ängste? In einem der reichsten und sichersten Länder der Welt soll ich Leute ernst nehmen, die heulen und mit den Zähnen klappern, weil sie einen schwarzhaarigen Mann und eine Frau mit Kopftuch auf der Straße gesehen haben? Den ganzen Schwachsinn von Überfremdung und Überforderung und Bedrohung soll ich ernst nehmen, während anderswo Flüchtlingskinder aus überfüllten Schlauchbooten fallen? Ich soll Leute ernst nehmen, die selbst keine Kinder mehr bekommen, weil sie viel zu sehr mit Karriere und Wellness und Selbstfindung und ihrer ganzen läppischen egozentrischen Bedürfnislage beschäftigt sind, und sich dann gruseln, weil eine türkische Familie mit fünf kleinen Sprösslingen durch die Straße zieht? Ich soll Menschen auf Augenhöhe begegnen, die ein Flüchtlingsheim in ihrer Nachbarschaft als Belästigung empfinden? Die panische Angst davor haben, dass sie eines Tages einem bedürftigen Menschen etwas von ihrem Wohlstand abgeben müssen? Ich soll Leute irgendwo abholen, die nach über sechzig Jahren Friedens- und Wohlstandsgeschichte immer noch nicht verstanden haben, was die Europäische Union ist? Die niemals Krieg, Armut oder Hunger erlebt haben und dabei nicht einmal merken, wie gut es ihnen geht? Die nicht in der Lage sind, auch nur einen Hauch von Dankbarkeit zu empfinden? Die alles, was das Christentum und

die westlichen Werte von ihnen verlangen über Bord werfen und stattdessen lieber über den Untergang des Abendlandes schwadronieren?

Mit den netten Herren vom SPD-Ortsverein habe ich die halbe Nacht gestritten. Manchmal sind es nämlich gar nicht die Rechtspopulisten, die mich so wütend machen, sondern die Rechtspopulistenverstehler. Es ist nicht unbedingt politische Vernunft, die sie antreibt. Sondern Feigheit. Angst vor gesellschaftlichem Unfrieden, Angst vor Wählerverlust, Angst vor persönlichen Repressalien. Dabei kann man demokratische Werte nicht verteidigen, indem man sie aufgibt. Wenn mir jemand erzählt, dass junge arabische Männer eben aus einem gewaltbereiten Kulturkreis kommen und deshalb so gefährlich sind, kann ich nicht antworten: Ich verstehe dich. Nein, ich verstehe das nicht. Ich verstehe nicht, wie jemand China Town oder Little Italy in New York total malerisch und pittoresk finden kann, und in Deutschland über die türkische Parallelgesellschaft heult. Ich verstehe nicht, wie man sich entgegen aller Statistik vor Terrorismus fürchten kann, um danach mit 150 km/h über eine Landstraße zu rasen, auf die Grippeimpfung zu verzichten und mit nassen Füßen auf den Badezimmerfliesen herumzulaufen. Ich verstehe noch nicht einmal, wie man als Rechtspopulist wochenlang von Talkshow zu Talkshow ziehen kann, um überall zu erzählen, man sei medial unterrepräsentiert. Das alles sind keine berechtigten Sorgen, das ist himmelschreiende Dummheit. Manchmal hat man dann keine Lust mehr auf den nächsten Essay, die nächste Gesprächsrunde, das nächste Buch. Dann geht es mir wie dir, ich will am liebsten reinhauen.

Ich komme gern mit zum Parolen-Hören auf dem Märkischen Platz. Am besten, wir halten uns gegenseitig fest.

Liebe Grüße, Juli

Liebe Juli,

wo kommt denn all der Hass dieser Menschen her? Unbefriedigter Narzissmus? Machtgeilheit? Zu heißes Badewasser?

Bin nachdenklich und traurig. Müde. Mit Rechten reden? Bin daran gescheitert. Erlebe eine tiefe, tiefe Kluft. Dieser Hass, dieser Hass in den Augen. Die kennen mich doch gar nicht. Auch ich habe Angst. Dass ich zum Schweigen gebracht werde. Meine Familie und die meisten meiner Freunde, wollen, dass ich den Widerstand der Politik überlasse, mich schütze. Aber wozu soll ich mich schützen, wenn die da draußen meinen Horizont kaputt machen?

Warum finden sich nicht zehntausend Gegendemonstranten zusammen, wenn die Nazis marschieren?

Musikalisches Intermezzo „Acid Rain“ plus Klavier

Liebe Nina,

es ist schon vor langer Zeit unfein geworden, sich politisch zu engagieren. Es ist ja auch so bequem, Politik und Politiker zu verachten! Sie alle dumm und korrupt und machtgeil zu finden, während man selbst im Sessel sitzt und sich vor allem beschwert. Überall wird genölt und genörgelt, von unzufriedenen Bürgern, die den Eindruck haben, dass ihr Stück vom Kuchen immer noch nicht groß genug geraten sei. Sie nehmen die Segnungen des späten zwanzigsten Jahrhunderts als selbstverständlich. Wohlstand, Sicherheit, offene Grenzen, Berufsfreiheit, Bildungsangebote, die ganze, lange Liste des mühsam Er kämpften und Erreichten. Statt sich glücklich zu schätzen und das Gute zu verteidigen, setzen sie sich vor den Fernseher, gucken Talkshows und finden alles scheiße. Oder gehen ins Internet, um sich gegenseitig mit Schlamm zu bewerfen.

Das ist der Nährboden für den anwachsenden Rechtspopulismus. Nicht der Hass auf Ausländer, sondern die Enttäuschung darüber, dass der Wohlstand kein Glück und die Demokratie noch immer nicht genug Wohlstand gebracht hat. Dahinter steht die Verzweiflung von Materialisten, die vergessen haben, dass Zufriedenheit nur im Miteinander und Sicherheit letztlich nur im eigenen Herzen zu finden ist, nicht in einer von allen Störungen und Belästigungen beräumten Lebenslandschaft. Die Menschen sind zunehmend einsam, und aus Einsamkeit folgt Angst. Sie folgen lieber den einfachen Parolen der Demokratie-Verächter, als zuzugeben, dass sie sich selbst und die Welt nicht mehr verstehen.

Klaviermotive aus Molly untermalen das folgende Gedicht

Nina:

Die Schäfchen gezählt / Den Traum vermessen

Das Haben notiert, Den Sinn vergessen

Ans Alter gedacht / Viel Schwarz gesehen

Die Pfründe bewacht / Bloss nicht baden gehen

Das Bunte vermieden / Eine Lücke gesucht

Vom Weizen geschieden / All inclusive gebucht

Frühbrav, angstkorrekt

Dann linkszwodreivier / Abgehängtsein entdeckt

Das Volk, das sind wir!

Klavier Ende. Juli und Marian lesen kurzen Dialog

Juli:

„Vor ein paar Jahren gab es eine Umfrage. Die Leute wurden gefragt, was sie tun würden, wenn sie sich zwischen dem Wahlrecht und ihrer Waschmaschine entscheiden müssten.“

Marian:

„Was kam raus?“

Juli:

„Siebenundsechzig Prozent wählten die Waschmaschine. Fünfzehn Prozent waren unentschieden.“

Marian:

„Also wollten nur achtzehn Prozent wählen.“

Juli:

„Du bist gut im Kopfrechnen. Die Besorgte Bürger Bewegung ist nicht vom Himmel gefallen. Wenn man Molotowcocktails werfen will, dann vielleicht lieber auf die Bevölkerung.“

Juli:

In „Leere Herzen“ hat die „Besorgte Bürger Bewegung“ die Macht übernommen, eine Regierung, die nicht nur rechtspopulistisch ist, sondern vor allem politikverachtend und demokratiefeindlich. Unter den Vorzeichen von Sauberkeit, Sicherheit, Effizienz und Ordnung verwandeln sie das Land in eine Art Wohlfühl-Diktatur, während sich die postdemokratischen Bürger ausschließlich für sich selbst und ihre privaten Probleme interessieren. Britta steht irgendwie dazwischen, sie hasst das System und profitiert gleichzeitig beruflich davon. Innerlich ist sie völlig zerrissen, regelrecht krank von dem Paradoxon, in dem sie gefangen ist.

Beim Schreiben von „Leere Herzen“ war mir regelrecht übel. Ich habe die eigene Machtlosigkeit gespürt, die Unmöglichkeit, die Verhältnisse zu ändern. Während ich schrieb, verdichtete sich das Gefühl, dass ich einer Welt, die ich liebe, beim Untergang zusehe, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Europa. Die von Toleranz, Fortschritt, Gerechtigkeit und Freiheitsliebe getragene Demokratie. Der respektvolle öffentliche Diskurs.

Manchmal ist es schwierig, sich mit den Möglichkeiten von Literatur zufrieden zu geben. Immer nur Aufklären, neue Perspektiven bieten, wachrütteln. Manchmal geht es mir wie Britta, dann würde ich lieber Molotow-Cocktails werfen statt immer nur zu reden und zu schreiben, mit Worten anzuschreien gegen die Ungeheuerlichkeiten, die uns umgeben. Aber das ist es, was wir tun müssen, das sind die Waffen der Demokratie, die eine ganz besondere Form von Mut und Durchhaltevermögen verlangen. Reden, Schreiben, Singen. Um unsere wundervollen, demokratischen Gesellschaften vom kollektiven Suizid abzuhalten.

Song „Empty Hearts“

Juli:

Brauche mal kurz deine Hilfe. Soll in so einer Feuilleton-Umfrage sagen, was für mich Inspiration ist. Aber ich kann den Begriff nicht leiden. Fällt dir was ein?

Nina:

Inspiration! Ich liebe diesen Begriff. Von spiritus, Atem, Seele, Geist. Ein echtes Sängerwort! Genau wie Psyche. Die Griechen wussten wie's geht. *Ein* Wort für Atem, Zwerchfell und Seele. Meine Töne entstehen aus Atem, mein Atem aus meiner Seele. Wenn ich nicht mehr atme, verweist meine Seele woandershin. Und singt da weiter. Ganz sicher.

Inspiration ist für mich die einzig herstellbare außerstoffliche Erfahrung ohne Nebenwirkungen. Ihre Mutter ist die Klarheit und ihr Vater ist der Mut. Genderkorrekt auch gerne umgekehrt.

Inspiration ist Mensch-Sein. Alles andere können Tiere besser. Barmherzigkeit inklusive.

Meine Seele möchte einen genuinen Gedanken zulassen und fliegen! Diese Einsicht ist die Klarheit.

Erst größtmögliches Loslassen erlaubt das Festhalten einzelner Inspirationspartikel. Aus ihnen öffnet sich wie ein kleines Wurmloch dann ein Tor der Möglichkeiten. Das Loslassen ist der Mut. Dann ist man frei und kann sich bedienen wie ein Kind im Süßigkeitenladen.

Ob ich dann zum Pinsel, Bleistift oder zur Stimmgabel greife, hängt von Physischem ab. Ob es dann auch andere bereichert, hat mit der Dauer der Auseinandersetzung zu tun und mit einer anderen außerstofflichen Größe: dem Talent. Und, wie wir Musiker sagen: Kaum übst du 10 Jahre, schon klappt das!

Aber sie ist auch gefährlich, die Inspiration. Mindestens so gefährlich, wie es ist, einen eigenen Gemüsegarten anzulegen. Du erlebst echte Autarkie, Selbstgenügsamkeit und wirst alle anderen Erfahrungen zukünftig an ihrem Echtheitsgrad messen. Das Ergebnis wird nicht immer fair sein, aber unbestechlich. Es beginnt dann ein Entschlackungsprozess. Von Überflüssigem. Auch niedliche Dinge wie die Schwatzhaftigkeit fallen dem zum Opfer. Auch manche Menschen, die man für Freunde hielt.

Materielles entwertet sich.

Für den Pförtner des Wurmlochs muss man sich stets erreichbar halten. Sich anbahnende Verschlackungen immer wieder weg-, ja was? Je nach Gesinnung wegtanzen, weglachen, wegdiskutieren. In meinem Fall: wegatmen, wegreiten, wegpflanzen. Dann bleibt der Kanal offen.

Wozu? Keine Ahnung. Aber ich komme nicht umhin, diese Erfahrung als eine spirituelle darzustellen.

Es würgt mich dabei noch ein bisschen. Bin schließlich Kind einer entspiritualisierten, dafür komplett digitalisierten Welt. Aber mein Leben hat retro entschieden. Gott sei Dank!!

Juli:

Alles, was du beschreibst, trifft zu. Auch für mich. Ich habe nur kein Wort dafür. Die Kraft des Schreibens, sein Antrieb oder Motor – oder eben die Inspiration – liegen außerhalb meiner selbst. So jedenfalls fühlt es sich an. Es ist wie ein Wunder. Man muss sich bereit machen, man muss loslassen, genau wie du sagst, und was man loslassen muss, ist vor allem der ganze Ego-Kram, die Zweifel, alle krampfhaften Fragen, warum mache ich das, bin ich gut, wird das jemand lesen, warum hab ich keinen bürgerlichen Beruf? Oder: warum bin ich keine Sängerin? Das alles muss schweigen, damit ich mich in ein Tor verwandeln kann, durch das die Geschichten fließen. Oft weiß ich schon am nächsten Tag nicht mehr genau, was ich am Tag zuvor geschrieben habe. Als wäre ich gar nicht richtig zuständig, nur ein ausführendes Organ, das die Drecksarbeit macht, während das große Ganze woanders erdacht wird. Ich muss den Text vom Vortag nicht lesen, um weiterschreiben zu können. Ich muss nur darauf vertrauen, dass die Geschichte weiß, was sie will. Im Normalfall plane ich meine Romane nicht. Am Anfang habe ich meist nur ein Detail, eine Figur, eine Szene, ein Bild im Kopf, vielleicht nur einen einzigen Satz. Das ist der Ausgangspunkt, und von da aus geht es weiter. Eine Reise ins Unbekannte, ohne Navigationsgerät.

Jetzt fällt mir ein Wort ein, dass es für mich am besten trifft: Nicht Inspiration, sondern Instinkt. Mir gefällt es, weil es von den Tieren kommt. Was mich beim Schreiben leitet, ist ein Schreibinstinkt. Er zeigt mir die Richtung, gibt mir Vertrauen, einen Fuß vor den anderen zu setzen, auch wenn ich den Weg nicht klar vor Augen habe. Genau wie der Ortssinn ist auch der Schreibinstinkt ein Rätsel. Woher wissen manche Menschen, wo Norden liegt? Woher wissen es die Wildgänse auf ihren langen Reisen? Sie wissen es eben. Das Einzige, was sie tun müssen, ist, den Instinkt nicht in Frage zu stellen.

Wenn ich traurig bin, so wie heute, dann stelle ich mir vor, dass alle Geschichten, die sich die Menschen jemals erzählt haben und erzählen werden, immer da sind, alle gleichzeitig, wie ein riesiges, weltumspannendes Netz. Sie sind alle miteinander verbunden, sie sind einzelne Fäden desselben, riesigen Gewebes. Wenn man sich nun auf den Strängen durch das Netz bewegt, gibt es unendlich viele Möglichkeiten, sich einen Weg zu suchen. Man kommt von Knotenpunkt zu Knotenpunkt, kann immer wieder abbiegen, die Richtung wechseln, im Kreis gehen und dann wieder geradeaus. Man wird niemals in eine Sackgasse geraten, und jeder einzelne Weg ergibt Sinn. Denn es hängt alles zusammen, es baut alles aufeinander auf. Ich kann ein Pflänzchen beschreiben, das den Asphalt durchbricht, und daraus eine Metapher für die menschliche Existenz machen. Ich kann das Kleinste mit dem Größten verbinden und das Nahe mit dem Entfernten. In einem Satz kann ein Vogel im

Brandenburger Kiefernwald zwitschern, im nächsten ein Auto durch die überfüllten Straßen von Peking brausen. Der Instinkt zeigt mir meinen persönlichen Weg durch das Netz, und solange ich mich darin bewege, solange ich immer neue Wege finde und vielleicht sogar die eine oder andere neue Masche knüpfe, weiß ich, dass mein Leben einen Sinn hat.

Dieses Netz ist mein geistiges Zuhause, meine Ewigkeit. Die Spiritualität einer Ungläubigen. Ein Ort, an dem der Zufall immer eine Folge von Verbindungen ist, ein Ort, an dem es keine Willkür gibt. Etwas, das größer ist als jeder Einzelne von uns, etwas, mit dem wir alle verbunden sind, etwas, das uns zu Menschen macht, etwas, das es uns ermöglicht, einander zu begegnen. Uns zu lieben. Oder wenigstens zu sehen. Vielleicht manchmal zu verstehen. Ich glaube an diesen kollektiven Geschichtenpool, an eine universelle Gemeinsamkeit aller Menschen im Erzählen.

Denn wir sind alle Erzähler, jeder Einzelne von uns, wir erzählen einander, was wir erlebt haben, wir erzählen uns, wer wir sind, wir erzählen die Welt, jede einzelne Biographie. Manche von uns schreiben Geschichten, andere lesen sie. Je schöner und reicher und leichter wir erzählen können, desto schöner wird unser Leben. Denn wir haben es in der Hand. Nicht, was uns zustößt, aber das, was wir daraus machen. Wir haben die Möglichkeit, uns im Geschichtennetz zu bewegen, und wir haben einen Instinkt, der uns leitet. Was kann es Tolleres geben?

Heute ist der Todestag meiner Mutter. Vier Jahre ist es nun her, dass sie überraschend starb, und manchmal ist ihr Tod immer noch wie ein schwarzes Loch, in dem alle Wörter verschwinden, in dem nur ein elektrisch brummendes Schweigen herrscht, ein gefräßiges Nichts.

Wie soll man angesichts des Todes Geschichten erzählen?

Das ist eine Variation auf die Frage: Wie soll man angesichts des Todes leben? Die Antwort lautet wahrscheinlich: Der Tod ist nicht das Ende des Netzes. Er ist nur eine einzelne Masche.

Du schreibst:

„Meine Töne entstehen aus Atem, mein Atem aus meiner Seele. Wenn ich nicht mehr atme, verweist meine Seele woandershin. Und singt da weiter. Ganz sicher.“

Ich verstehe dich, ich kann fühlen, was du sagst. Ich kenne den Ort, an den deine Seele eines Tages verreisen wird. Ich glaube, dass wir ihn schon heute immer wieder besuchen.

Musik „Schumann“

Liebe Juli,

da bin ich sogar sicher.

Zunächst aber macht der Tod auch verlegen. Mich gerade. Es tut mir so leid, dass Du Deine Mutter verloren hast – aber ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll. Würde gerne trösten, aber das wäre wohl eine Anmaßung. Das ist irgendwie Teil des Ganzen, des Tabus „Tod“. Gestorben wird woanders. Am liebsten im Sinne des Wortes. Wir haben solche Angst vor unserer eigenen Trauer, tun alles, um einen mit Sicherheit eintretenden Moment zu ignorieren. Dabei kommt der Tod, wenn er pünktlich kommt, oft als Freund. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. Aber den eigenen Tod, den stirbt man nur, mit dem Tod der anderen muss man leben, sagte Mascha Kaleko.

Vor ein paar Wochen ist mein bester Freund Martin an einem sehr bösartigen Hirntumor erkrankt. Es war wie ein Fluch, so schnell war es zu Ende. Auch wenn er bis zum Schluss sagte: „It’s just a tumor, baby, but I’m the brain.“, ist dieses wunderbare, brillante Hirn an ihm zerbrochen. Martin hat unter anderem unzählige Menschen aus der Bombenhölle von Aleppo gerettet. Aber der Tod bilanziert nicht. Er kommt und fragt nicht mal nach deiner Sozialversicherungsnummer. Sehr undeutsch eben.

Die Trauer kam mit überwältigender Wucht. Freier Fall.

Aber Martin hat mir geholfen. Schon Tage vor seinem Tod, wir konnten längst nicht mehr kommunizieren, hat er sich immer wieder bei mir gemeldet. Ganz klar war da seine Präsenz, seine Stimme in mir und sagte Martin-Sachen. „Lass Dir die Haare nicht wieder in Sachsen-Anhalt schneiden, du siehst aus wie Frauke Petry.“ Beim Kochen: „Hey, mariniert, nicht maniert!“ Wer sagt sowas schon?

Wenn wir uns zu seinen Lebzeiten über Tod unterhalten hatten und das taten wir oft, ging es immer um meinen. Das schien wahrscheinlicher. Kurz bevor er starb, sprachen wir über den Moment, an dem die Schmerzen so groß sind, dass man sich den Tod wünscht, der Scheißkerl sich aber nicht blicken lässt.

Und wie froh man dann ist, all die Spaghetti gemeinsam gegessen zu haben. Wie dankbar für alle Entscheidungen gegen den Kopf, gegen das Ego, für das „Wir“. Für alle Stunden im Garten, mit Freunden, auf dem Pferd. Froh, sein Leben immer im Angesicht des Todes gelebt zu haben.

Denn, Juli, ich glaube, es ist die einzige Art, seinen Anspruch auf Glück gegen sich selbst zu erheben.

Und dann, direkt nach seinem Tod, in all meine Trauer hinein, sagt Martin doch glatt: „Hah! Erster!“. Und da war ganz viel Leichtigkeit und Freude, ja, ach, fuck dann sag ich’s halt: Erlösung... So klar und deutlich, dass ich alte Ketzerin geläutert sage: es bleibt etwas. Energie kann weder hergestellt noch zerstört werden, sagt die Physik.

Ob als chemische Reaktion in meinem kleinen Hirn, oder irgendwo im Dazwischen.

Denn im Dazwischen, in der Zeit direkt vor und nach seinem Tod war diese Verbindung glasklar und ging oft.... tja... von ihm aus. Wenn ich jetzt zu versinken

drohe, kommt er manchmal mit einer Weisheit um die Ecke. Meistens bringt er mich zum Lachen. Ansonsten muss ich mich bei IHM melden. Aber das klappt. Verstörend. Vielleicht können doch nicht alle Weltreligionen irren? Singt dann auch der Schlager Wahres?

Jedenfalls, um auch die letzte verrückte Peinlichkeit zu formulieren, hat mich sein Tod stärker gemacht. Nicht im Sinne von: ich bin am Schmerz, an der Trauer gewachsen. Sondern er, der Verstorbene, seine Seele stärkt mich seither, füttert mich.

Die Zweige unter dem Wasser bleiben verbunden. Immer. Es gibt ein Band über den Tod hinaus.

Wenn ich das jetzt auch noch „Liebe“ nenne, brichst Du den Kontakt zu mir ab, oder?

Trotzdem habe ich erst vor ein paar Tagen begriffen, dass Martin tot bleiben wird. In meinem Heute, in meinem Morgen. Er scheint tatsächlich vorzuhaben, lebenslänglich tot zu sein. Das finde ich übertrieben. Schließlich habe ich das Prinzip verstanden. Die Lektion gelernt. Gibt es nicht mal ein Fleißkärtchen?

Der Rest wird Vermissten sein, bis sich unsere Morgende wieder annähern.

Musik:

Schumann

Liebe Nina,

Wahrscheinlich geht es bei all unseren Anstrengungen für die Kunst letztlich darum, das Warten zu unterbrechen. Im vermeintlichen Vorbeirauschen der Minuten und Sekunden bildet die Kunst kleine Oasen, in denen es Ewigkeit gibt und damit Gegenwart. Wer ein Bild betrachtet, ein Buch liest oder Musik hört, wartet nicht mehr. Nicht einmal auf den Tod. Wenn ich schreibe, verlässt die Zeit ihre lineare Bahn und beginnt sich in die vierte Dimension zu dehnen, wird zur Funktion eines Raums, in dem sich Ereignisse versammeln, die vielleicht durch Kausalitätslinien miteinander verbunden sind, aber trotzdem nebeneinander bestehen. In diesem Raum kann ich als Vierjährige im Bett liegen, während meine Mutter mir vorliest, und ich kann als Vierzigjährige am Rand eines Grabs stehen, in dem meine tote Mutter liegt, und ihr ein Gedicht vorlesen, das sie geliebt hat.

Nina:

Do not stand at my grave and weep, I am not there, I do not sleep.

Juli:

Dieses Gedicht von Mary Elizabeth Frye gehört zu den wenigen Dingen, die mir meine Mutter bei ihrem völlig überraschenden Tod hinterlassen hat. Ich habe es bei ihrer Beerdigung vorgetragen, und seitdem schwingt es wie eine ständig angeschlagene Saite ***Marian schlägt mehrmals eine Saite an*** in meiner Seele.

Nina:

I am a thousand winds that blow, I am the diamond glints on snow.

Juli:

Jede Zeile, jedes Wort berührt jenen Ort, an dem wir das große Vorher-Nachher-Jetzt-Und-Dann hinter uns gelassen haben. Höchster Schmerz und – du hast es schon gewagt, das Wort zu gebrauchen – größte Erlösung. **Marian schlägt mehrmals eine Saite an. Das setzt sich ab hier fort, bis es in den „Sleeping Song“ übergeht.**

Nina:

I am the sun on ripened grain, I am the gentle autumn rain.

Juli:

Das Ende des Wartens. Die Aufhebung des Tods im Leben.

Nina:

When you awaken in the morning's hush,

Juli:

I am the swift uplifting rush,

Nina:

Of quiet birds in circled flight,

Juli:

I am the soft stars that shine at night.

Das ist es, was wir Tag für Tag tun, unsere Berufung, unser Ziel, unser Sinn, das, wofür wir uns anstrengen, was wir uns selbst, einander, unseren Mitmenschen immerzu schenken wollen: die Kraft, den Mut, die Möglichkeit, eines Tages zu sagen:

Nina:

Do not stand at my grave and cry,

Gemeinsam:

I am not there, I did not die.

Sleeping Song fährt ab. Eventuell mit Zweitstimmen Marian/Juli